

August Socin

Autor(en): Carl Sebastian Haegler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1900

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/10025930-d5a6-4e43-a7eb-b429e5d22abc>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

August Socin.



Am 24. Februar 1899 sah Basel ein Leichenbegängniß, wie es in unserer Stadt selten ist. Der endlose Trauerzug bewegte sich durch eine dichtgedrängte Menge — Leute aller Berufe und Stände —, deren Physiognomie nicht das Gepräge der Neugierde, sondern des schmerzlichen Impulses und der Theilnahme trug, daß dem, der es nicht schon länger wußte, klar werden mußte, wie innig der Verstorbene mit Basels Bevölkerung verwachsen war.

Solch eine allgemeine Theilnahme erringen nur politische Persönlichkeiten, deren Name auf aller Lippen ist, Denker und Dichter, die mit dem gedruckten Wort den breiten Schichten des Volkes näher treten oder — gottbegnadete Aerzte, die durch ihre Kunst und ihr Herz es verstanden haben, sich so mit der Bevölkerung zu verweben, daß durch ihr Scheiden bei Vielen ein Stück der eigenen Persönlichkeit weggerissen wird und mit der Liebe und Anhänglichkeit auch der egoistische Schmerz, das Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit, mächtig zum Ausdruck kommt.

Das Leben eines Arztes, auch wenn er die Spitzen der akademischen Laufbahn erklimmt, verläuft für seine weitere Umgebung meist geräuschlos und ohne in die Augen fallende Ereignisse; seine wissenschaftliche Thätigkeit entzieht sich der Beurteilung und auch dem Interesse bei der Allgemeinheit und die Ausübung seines Berufes, diese schwerste aber dankbarste Aufgabe, hat etwas so Intimes,

daß Jeder, der seine ärztliche Kunst nachsucht und dem er geholfen hat, den Gedanken in sich trägt, er gehöre ihm mehr als einem Andern.

Wenn es daher gilt, an diesem Ehrenplatz ein Lebensbild von August Socin zu geben, so ist die Aufgabe, trotzdem dieser Mann zu den bekanntesten und geachtetsten Figuren unserer Stadt gehörte, eine sehr schwere; ein Arzt gehört dem Einzelnen mehr als der Allgemeinheit und das beste Stück des Lebensbildes muß ungeschrieben bleiben; es reflektiert in zahllosen kleinen Lichtern aus den Herzen derjenigen, denen er mit Rat und That, mit Hand und Herz geholfen hat.

August Socin entstammt einem edeln, alten Geschlecht; im Jahr 1413 wanderte ein Zweig desselben aus dem Stammsitz Siena, wo der Palazzo Socini jetzt noch steht, nach Bellinzona aus und siedelte im Jahr 1555 nach Basel über. Zahlreiche Glieder der Familie, meist ursprünglich Kaufleute, hatten in Basel hohe politische Stellungen inne. Am bekanntesten wurde wohl Emanuel Socin (1628—1717), der nach einer wechselvollen militärischen Laufbahn in fremden Ländern als Bürgermeister während einer sehr bewegten Zeit an der Spitze unseres Gemeinwesens stand und den Mitbürgern seine energische, kriegsgewohnte Faust zeigte. Doch auch Vertreter der friedlichen Künste finden sich in der Familie: ein Arzt, Abel Socin geb. 1751, der sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten weit bekannt machte.

August Socin wurde am 21. Februar 1837 in Vivis geboren. Sein Vater, der junge Pfarrer der deutschen Gemeinde, hatte eine Tochter aus derselben, Elise Friederike Johannot, heimgeführt, konnte sich aber seiner glücklichen Ehe nicht lange erfreuen; er starb zwei Tage nach der Geburt seines zweiten Sohnes

August. Mit großer Energie fand sich die Mutter in die schwierigen Verhältnisse; sie errichtete im väterlichen Haus ein Töchterpensionat, das bald in hoher Blüte stand.

Diese Mutter muß eine seltene Frau gewesen sein und, wie Socin immer bekannte, war der Einfluß ihrer Erziehung für sein ganzes Leben maßgebend. Mit großer Energie und Thatkraft begab, behielt sie bei aller Strenge die gewinnende Liebenswürdigkeit, die auch August Socin zu eigen wurde. Ohne daß sie gelehrt war, weckte Alles ihr Interesse und ihr lebhafter Geist trieb sie dazu, dieses Interesse auch bei Andern wach zu rufen; es lebte in ihr der warme Glaube, der all ihr Thun beeinflusste, der sie aber weder kopfhängerisch noch engherzig machte.

Als ihre Söhne zwölf und zehn Jahre alt waren, schickte sie dieselben für den Schulbesuch nach Basel, wo sie der Großvater, Rathsherr Socin-Heusler, aufnahm. Ohne ihre Kinder, in deren Gedeihen sie ihre ganze Lebensaufgabe sah, hielt es sie nicht mehr lang in der eigenen Heimat; bald zog sie selber nach Basel, nahm die Söhne zu sich und widmete sich nun ganz ihrer Erziehung.

August Socin hing aber auch mit unendlicher Liebe an dieser Mutter. Er konnte in spätern Jahren sagen: „Ich weiß nicht, ob ich es so weit gebracht hätte, wenn der Vater am Leben geblieben wäre; der Sporn für meine ganze Entwicklung war die Liebe zur Mutter und die Achtung vor dieser Frau, die den harten Kampf nicht scheute, um ihren Söhnen eine sorgfältige Erziehung angeeignet zu lassen.“ Der Mann, der täglich große Operationen mit der Ruhe ausführte, welche die Sicherheit verleiht, war wie ein Kind, als die Notwendigkeit an ihn herantrat, bei seiner Mutter eine kleine Geschwulst zu entfernen — eine kurze und durchaus ungefährliche Operation — und nur die wiederholten Einwürfe seiner Umgebung, daß die Frau unter seiner Hand doch am sichersten geborgen sei, konnten ihn schließlich bewegen, das Messer

zu ergreifen. Als diese Mutter hochbetagt nach langer Krankheit im Jahr 1878 starb, bricht er in einem Brief in die ergreifende Klage aus: „Meine Mutter ist tot. . . . Mit ihr verliere ich Alles, was andere Menschen mit dem Begriff Familie und traurem Heim verbinden.“

Einen nachhaltigen Einfluß auf sein späteres Fühlen hatten seine Jugendjahre, die er in ziemlicher Ungebundenheit in Bivis verlebte. Das seine Empfinden für die Schönheit und Größe der Natur in allen ihren Ausdrücken, besonders aber in der Gebirgs- und Waldlandschaft war ein Schatz, den er — vor Andern fast verborgen — sein ganzes Leben hindurch bewahrte, und diese oft sehnsüchtige Liebe zur Natur schrieb er hauptsächlich den Eindrücken zu, die er an den sonnigen Gestaden des Leman in reicher Fülle aufnehmen konnte.

Frau Socin lebte mit ihren beiden Söhnen ziemlich abgeschlossen, ohne die Geselligkeit ganz zu meiden, aber immer war die kleine Familie beisammen; es war, wie August Socin später oft bestätigte, nicht das Machtwort der Mutter, sondern die Unhänglichkeit und das Gefühl der absoluten Zusammengehörigkeit, das es mit sich brachte, daß die Söhne dem geselligen Verkehr Gleichaltriger meist fernblieben und sich immer im Mutterhause aufhielten.¹⁾ Dabei waren sie aber nichts weniger als Kopfhänger. Ein Zeugnis dafür bilden die Schulaufsätze des 14 und 15-jährigen August, die von geistreichen Beobachtungen und humoristischen Wendungen sprudeln, so daß man oft den spätern witzigen Gesellschafter zu hören glaubt. In einem solchen Aufsatz mit dem Thema: „Wer

¹⁾ Diese relative Abgeschlossenheit mag der Grund gewesen sein, warum Socin — der Basler — während seines ganzen Lebens nicht Dialekt sprechen lernte. Er sprach ein vollendetes Deutsch, das aber immer einen leichten französischen Accent behielt. Am liebsten drückte er sich französisch aus und beim Rechnen z. B., insoweit wenigstens die Zahlen halblaut dabei gesprochen werden, benützte er nur die französische Sprache.

die Wahl hat, hat die Dual“ schreibt der 15-jährige Schalk z. B.: — — „man wählt das Eine, aber sobald man sich entschlossen hat, so glaubt man immer auf das Schlechteste gefallen zu sein (hier ist — wie ich bemerken muß — keineswegs von der Wahl der Ratsherrn, National- und Ständeräte die Rede).“

Nachdem er die Schulen unserer Stadt durchlaufen und im Frühjahr 1854, also 17-jährig, das Maturitätsexamen abgelegt hatte, immatrikulierte er sich in der medizinischen Fakultät zu Basel. Dem studentischen Treiben hielt er sich hier wie auch später in Würzburg vollständig fern; die Ursache dafür lag weniger in seiner Natur, welche für die Geselligkeit wie geschaffen war, als in der Art seiner Erziehung, die nicht nur durch die Sprache (im Mutterhaus wurde nur französisch gesprochen), sondern auch im Geist der korrekten französischen Art sich angeschlossen, so daß der junge Mann für das Burschenleben kein Verständnis hatte.

Im Herbst 1855 zog er zur Universität Würzburg über, wo das frische Leben der sprossenden neuen Aera in den Lehrern Birchow, Scanzoni und Koelliker pulsierte. An seinem 20. Geburtstag fand dort seine Doktorpromotion statt und es ist dies kein Zufall, denn nach den Institutionen der Universität war zur Erwerbung dieses Grades das 20. Lebensjahr erforderlich.

Die nächsten Jahre verbrachte er in Prag und Wien, deren große Spitäler seiner Fortbildung ein reiches Material boten; neben seinen Studien aber ließ er der Jugendlust mehr die Zügel schießen als dies bisher der Fall war; Theater, Konzerte und besonders das gesellschaftliche Leben zogen ihn sehr an und überall war er als liebenswürdiger, lustiger, oft übermütiger Gesellschafter gerne aufgenommen.

Im Juni 1859 stellte er sich in Basel zum Staatsexamen. Der junge, überall fitteste Examinand, der nicht nur Vieles gesehen, sondern auch das Gesehene geistig verarbeitet hatte, erwarb

sich rasch die Achtung und die Zuneigung der Examinatoren und Professor Wieg trat mit ihm in Verbindung und schlug ihm die Assistentenstelle an der chirurgischen Abteilung des Bürgerospitals vor. Socin ergriff mit Freuden die Offerte und nachdem er noch während einiger Monate die Spitäler von Paris besucht hatte, betrat er im Herbst 1859 als Assistenzarzt von Professor Wieg die chirurgische Abteilung des Bürgerospitals, die bis zu seinem Tode sein Arbeitsfeld blieb.

Die Offerte war nicht nur entscheidend für seine Carriere, sondern für seine medizinische Richtung überhaupt. Auch nach dem Doktoorexamen in Würzburg war bei seinen bisherigen Studien noch keine besondere Neigung zu einer Spezialität hervorgetreten; erst als er Paris aufsuchte, und zwar mit dem Gedanken an die spätere Stellung, wandte er seine Aufmerksamkeit besonders auf die chirurgischen Spitäler und Lehrer und da war es hauptsächlich Pirogoff, der einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. „Die Spezialität liegt im Arzt und nicht in der Krankheit,“ schrieb er später einmal in sein Merkbuch und er selber hat die Wahrheit dieses Wortes am besten bewiesen: ohne eine chirurgische Vorbildung genossen zu haben, brachen bei seinem Eintritt in den Bürgerospital nicht nur seine Neigung sondern besonders seine Befähigung zu dieser Spezialität sich frei die Bahn. Der Chirurg lag ihm im Blut; nicht derjenige, wie ihn die ältern Repräsentanten der damaligen Zeit darstellten, wo interne und externe Medizin sich fast nur durch die Art der Krankheit unterschieden. Die operative Thätigkeit, die heute den Chirurgen so wesentlich vom internen Mediziner unterscheidet, beschränkte sich damals auf einzelne kleinere Eingriffe und Amputationen verletzter oder brandiger Glieder. Zum Chirurgen aber, wie wir ihn jetzt kennen, war der junge Assistenzarzt geboren, denn er besaß in reichem Maße Alles, was dazu gehörte: das scharfe Auge zum Erkennen des Leidens, hauptsächlich aber den raschen

Entschluß, der auf der Sicherheit, mit dem das Ziel ins Auge gefaßt wird, basiert und die leichte geschickte Hand.

Wieg erkannte die Bedeutung seines Assistenten bald und ließ ihn schrankenlos schalten und walten. Trotzdem aber sich der junge Arzt in verschiedener Beziehung seinem Chef überlegen fühlte, bewahrte er zeitlebens eine große Hochachtung für ihn; an der ruhigen und sichern Art in der Diagnostik, die nur eine große Erfahrung giebt, wie sie Wieg in hohem Grad zu eigen war, konnte er noch Vieles lernen. Wieg aber fühlte sehr wohl den neuen, kräftigen Geist, der mit Socin's Eintritt in den Spital einzog und gab im November 1861 zu Gunsten seines Assistenten seine Stellung als Oberarzt ab, „weil — wie er sich jarkastisch ausdrückt — er unter einem solchen Assistenten nicht mehr Oberarzt sein könne.“

So stand nun der 24-jährige Arzt, seit einem halben Jahr Privatdozent, an der Spitze einer großen Spitalabteilung und er fand da ein reiches Feld für seinen Thätigkeitsdrang: außer den chirurgischen Krankheiten im engern Sinn, wurden damals auch die Augenkranken dort verpflegt und überdies fielen auch Geburtshilfe und Frauenkrankheiten in den Bereich seines Wirkens. Am besten wird der Einfluß dieses neuen Geistes, der im Spital wehte, illustriert durch die Krankenbewegung und die Zahl der chirurgischen Eingriffe:

Während in den fünfziger Jahren der Krankenbestand auf der chirurgischen Abteilung gleichmäßig zwischen 300 und 400 schwankte, betrug derselbe im Jahr 1861: 497 und im Jahr 1864: 677, er hatte sich in den vier Jahren von Socin's Wirken also fast verdoppelt.¹⁾

Noch charakteristischer aber für die Aktivität des jungen Leiters sind die Zahlenverhältnisse der operativen Eingriffe: in den fünf-

¹⁾ Jetzt beträgt der Krankenstand 11—1200.

ziger Jahren wurden jährlich durchschnittlich acht Operationen ausgeführt; eine Operation war also ein Ereignis, das auch von der Spitalleitung gehörig berücksichtigt wurde, indem man Operateur und Assistenten je eine Flasche Operationswein bei dieser Gelegenheit zur Stärkung verabreichen ließ. Außer den Amputationen geschädigter Gliedmaßen, die in erschreckender Häufigkeit vorgenommen wurden, waren diese Operationen meist unbedeutender Natur, d. h. solche wie sie jetzt zum Teil auch in der Sprechstunde vorgenommen werden.

Schon 1860 stieg die Zahl der Operationen auf 22; 1862 wurden 71 und 1865: 82 größere Operationen ausgeführt¹⁾ und zwar wurden dabei die Amputationen relativ seltener; trotz des energischen aktiven Vorgehens strebte Socin schon damals mehr und mehr zu erhalten, was gerettet werden konnte. In seiner Thätigkeit wurde er neben dem ordentlichen Assistenzarzt durch Dr. Schieß, der sich damals vor kurzem in Basel niedergelassen hatte, unterstützt; er überließ ihm mit der Zeit den größten Teil der Augenoperationen. Bald wurde aber den Augenkranken ein eigenes Heim in der Augenheilanstalt eröffnet und unter die Leitung von Dr. Schieß gestellt und 1868 mit Bezug des neuen Merian'schen Spitalflügels wurde auch für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe eine besondere Abteilung im Bürgerhospital geschaffen und dieselbe dem bisherigen Assistenzarzt Socin's, Dr. J. J. Bischoff, unterstellt.

Die Verantwortlichkeit, die Socin mit der selbständigen Spitalstellung auf seine jungen Schultern nahm, war eine außerordentlich große, aber er zeigte sich ihr vollständig gewachsen; wohl kamen Augenblicke, wo er in der Behandlungsweise seiner Patienten sich etwas unsicher fühlte; wie er später erzählen konnte, reiste er hie und da Nachts nach Zürich, um bei Billroth, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, Rats zu holen; aber sein klarer

¹⁾ Jetzt beträgt die Zahl der größeren Operationen 3—400 (1897: 341); „Operationswein“ wird nicht mehr verabreicht.

Blick und seine eiserne Energie halfen ihm über die Schwierigkeiten hinweg. Technisch als Operateur war er vollständig Autodidakt, denn während zu Leitern chirurgischer Abteilungen schon damals gewöhnlich nur Aerzte gewählt wurden, die durch längere Assistentenzeit bei bekannten Chirurgen an großen Krankenhäusern in die Spezialität eingeführt waren und sich besonders die operative Fertigkeit angeeignet hatten, gelangte Socin von einer ganz universell benutzten Studienzeit weg zur Spezialität, und wenn er während seiner kurzen Assistentenzeit von Professor Wieg in der Diagnostik noch manches lernen konnte, so war er für die operative Technik ganz auf sich selber angewiesen. Wie sehr er zum Chirurgen geeignet war, zeigen besonders die ersten Jahre seiner Thätigkeit, während welcher er größere chirurgische Eingriffe unter eigener Verantwortung vornahm, die er vorher vielleicht hatte ausführen sehen, selber aber unter der Anleitung eines Lehrers nicht ausgeführt hatte.

Neben dieser großen Thätigkeit im Spital und einer rasch zunehmenden Privatpraxis, wozu ihm hauptsächlich der ihm sehr wohlgesinnte Professor Jung und in uneigennütziger Weise auch sein Chef, Professor Wieg, verhalf, vernachlässigte Socin seine Stellung als akademischer Lehrer keineswegs. Im Februar 1862 wurde er zum Extraordinarius und zwei Jahre später zum Ordinarius ernannt. — Die Lehrthätigkeit bestand damals im theoretischen Unterricht und in dem Abhalten von Krankenvisiten mit den Studenten. Schon im Jahr 1822 erhielten die Spitalärzte vom Pflegamt die Bewilligung, daß den täglichen Krankenbesuchen auch Studenten beiwohnen durften, insofern sich keine Inconvenienzen aus solchen Besuchen für das Spital entwickelten. Wenn nun Socin bei diesen Gelegenheiten auch längere Vorträge abhalten konnte, so boten einerseits die gewöhnlichen Spitalkranken, die sich ausschließlich aus der Stadt rekrutierten, nur ungenügendes Lehrmaterial und andererseits machte sich — besonders im Interesse der Kranken — der Mangel eines

geeigneten Operationslokalen, wo die Studierenden sowohl dem Vortrag als der Operation folgen konnten, fühlbar. Nach langem Zaudern wurde auf die energische Betreibung von Bürgermeister C. F. Burckhardt und Stadtschreiber G. Bischoff und wohl unter dem gewichtigen Druck einer Berufung Socins nach Bern im Jahr 1865 zwischen Staat und Pflegamt ein neuer Klinikvertrag abgeschlossen, der durch Schaffung von Freibetten und durch Staatsbeiträge zu den Unterrichtskosten die Stellung des klinischen Lehrers im Spital wesentlich verbesserte und im Jahr 1867 wurde Socin ein nach seinen Angaben erstellter und eingerichteter Operationssaal übergeben.¹⁾ Mit 9 Studenten begann er im Winter-Semester 1865 eine eigentliche Klinik. Er war damals schon ein sehr beliebter Lehrer und die Frequenz seiner Klinik steigerte sich rasch; 1876 hatte dieselbe 32, 1886: 44 Zuhörer. —

In dieser Thätigkeit im Stillen als akademischer Lehrer und Oberarzt im Bürgerhospital verblieb Socin bis ihn der Tod abrief. Verschiedene Berufungen an andere, größere Universitäten des In- und Auslandes lehnte er ab. Was ihn in Basel festhielt war einmal die Anhänglichkeit an die hiesigen Verhältnisse und andererseits das Bewußtsein, daß hier an Universität und Spital für ihn Aufgaben und Ziele vorlagen, die zu verfolgen ihm seine Gewissen-

¹⁾ Es war dies der erste. 10 Jahre später durfte er ein neues Operationslokal beziehen, dessen geistiger Schöpfer er war und das lange Zeit für eine ganze Anzahl von ähnlichen Bauten des Auslandes als Muster diente. Die Entwicklung der Chirurgie war aber eine außerordentlich rasche; neue Erkenntnisse stürzten die alten Anschauungen um und auch ein solches Operationslokal veraltete und entsprach den Forderungen der Neuzeit nicht mehr. — Nach seinen langjährigen Wünschen in dieser Beziehung wurde ihm vom Pflegamt mit Unterstützung des Staates in liberalster Weise der Bau eines großen Operationsgebäudes bewilligt und ihm für Aufstellung und Einrichtung vollständig freie Hand gelassen. Es entstand eine Schöpfung, wie sie bisher wohl einzig in ihrer Art ist. Socin aber, der sie ins Leben gerufen, hat das Gebäude nicht mehr bezogen.

haftigkeit gebot. „Ich habe die Ueberzeugung, daß meine Dienste in Basel wichtiger sind als in Würzburg und daß meine Aufgabe hier größer ist als dort;“ äußerte er sich anlässlich einer Berufung, „eine große Klinikfrequenz, die nach hunderten zählt, halte ich auch bei glänzenden äußern Verhältnissen für den Lehrer weniger für wünschenswert, weil der Kontakt mit dem Schüler, d. h. das Verständnis für den Einzelnen dort unmöglich ist.“

Von seinem Thätigkeitsfeld in Basel entfernte er sich nur zweimal auf längere Zeit, beidemal um sein Können in den Dienst der Opfer des Krieges zu stellen: 1866 eilte er mit seinem Assistenten Burckhardt (später Prof. A. Burckhardt-Merian) während des österreichisch-italienischen Krieges nach Verona, wo er in den Lazaretten Arbeit genug fand. Sein Wirken wurde aber bald durch eine schwere Dysenterie unterbrochen und im Zustand äußerster Erschöpfung, dem Tode nahe, wurde er unter mannigfachen Hindernissen nach Wien transportiert, wo er sich relativ rasch wieder erholte. Den zweiten Anlaß gab der deutsch-französische Krieg; mit einem Stab von Assistenten zog er auf den Ruf des badiischen Frauenvereins hin nach Karlsruhe und leitete dort das sogen. Bahnhofslazarett, wo während der Zeit seiner Wirksamkeit ca. 700 Verletzte (meist aus der Schlacht von Wörth) verpflegt wurden.

Mit der beruflichen und der akademischen Thätigkeit war seine Leistungsfähigkeit nicht erschöpft; eine ganze Anzahl von Kommissionen, die zum Teil mit seiner Lehrthätigkeit zusammenhingen, wählte ihn zum Mitglied und auch im großen Rat saß er während 12 Jahren, wo er zusammen mit Dr. Fritz Müller für sanitärische Forderungen beredt und energisch eintrat; politisch trat er sonst nicht hervor; es fehlte ihm nicht das rege Interesse am Gedeihen unseres Gemeinwesens, aber die ihm eigene Gewissenhaftigkeit gestattete es ihm nicht, ohne gründliches Studium, für welches ihm die Zeit fehlte, in den politischen Tagesfragen eine hervortretende Rolle zu spielen.

Soweit die Stellung Socin's nach außen und nun noch einige Worte über seine Bedeutung als Arzt und als Lehrer.

Socin besaß vor Allem zwei Dinge, die alle hervorragenden Aerzte charakterisieren: einen Schatz von praktischer Psychologie und große Herzensgüte. Er behandelte den Kranken und nicht die Krankheit und dazu gehört eben das scharfe innere Auge, das dem Andern rasch in die Seele zu blicken vermag, eine Fähigkeit, die nur von denen erworben werden kann, welche eine besondere Gabe dafür besitzen. Die ärztliche Psychologie erfordert aber noch eine besondere Eigenschaft: die Fähigkeit, nicht nur mit den Andern zu fühlen, sondern auch mit den Andern leiden zu können und dieses Verständnis der Leiden Anderer setzt — wenn man nicht in körperlichen Leiden groß geworden ist — viel Herzensgüte voraus. Diese seine Herzensgüte trug Socin nicht zur Schau, wenn dies nicht etwa durch seinen Humor geschah, er ließ sie einen oft suchen oder erraten; sie zeigte sich aber im Verkehr mit seinen Patienten, in seinem milden Urtheil über Andersgeartete und hauptsächlich auch in seinen Briefen, wo er sein Inneres überhaupt mehr erschloß als bei dem persönlichen Verkehr.

Selbst eine ausgeprägte Individualität individualisierte er auch Andere, besonders aber seine Kranken. Auch im Spital, wo für den Oberarzt und besonders für den akademischen Lehrer die Patienten leicht zu Nummern oder zu Trägern einer Diagnose werden, war ihm der Kranke nie Material, an dem er seine Diagnostik oder seine sichere Hand bewähren konnte oder wo ihm Gelegenheit geboten wurde, einen glänzenden Vortrag zu halten; er blieb ihm stets der Mitmensch, der litt, und wenn bei ungeberdigem oder unvernünftigem Benehmen der Patienten ein rauhes Wort auch nicht selten war, so verwischte er sofort jede Kränkung durch eine meist humoristisch gefärbte, liebevolle Bemerkung.

Trotz seiner Stellung als akademischer Lehrer blieb er in erster Linie der Arzt. In einer Rede an seine Studenten sagte er einmal:

„Die Naturwissenschaft hat die Medizin aus dem Pfuhl wejenloser und willkürlicher Spekulationen gerettet und daher wohnt in uns Medizineru stets eine grenzenlose Verehrung und Dankbarkeit gegen die Naturwissenschaften und deren Träger. Allein die Medizin kann und darf nicht ausschließlich wissenschaftliche Aufgaben lösen, sie hat auch praktische Verpflichtungen; sie soll nützlich und hilfsbereit sein. Sie ist einem praktischen Bedürfnis entsprungen und sie soll sich dieses ihres Ursprungs nicht schämen. Und das ist eben das Schwere: der Mediziner soll auch dann seine Pflicht erfüllen, wenn ihn die naturwissenschaftliche Methode verläßt; mit einem Wort: der Mediziner darf nicht der Zukunft allein, er muß der Gegenwart dienen.“ In vier Worten faßt er am Schluß das zusammen, was einen guten Mediziner ausmacht — und er charakterisiert dabei unabsichtlich sich selber — „wissen, können, denken, fühlen.“

Seine operative Technik war, wie oben schon bemerkt wurde, seine eigenste Errungenschaft; er gehört in dieser Hinsicht keiner Schule an. Die angeborene Geschicklichkeit der Hand, die sich auch in seinem Talent zum Zeichnen äußerte, hat natürlich diese ohne Schulung erworbene operative Fertigkeit gefördert, aber diese Fertigkeit wurzelt viel weniger in der Hand als im Kopf; sie ist mehr Gehirnthatigkeit als Handarbeit und ihre Motoren sind: eine genaue Kenntniss des Gefüges und Getriebes unseres Körpers zu gesunden und kranken Zeiten, ein klarer Kopf, der das Ziel deutlich vor Augen sieht und den raschen nie wankenden Entschluß erzeugt.

Es ist dabei hervorzuheben, daß Socin den ungeahnten Aufschwung der Chirurgie miterlebt hat, als er schon längst in Amt und Würden stand, daß er also die große Veränderung der Anschauungen in sich verarbeiten mußte. Es kann nicht verwundern, daß er auch selbst thätigen Anteil an der glänzenden Entwicklung der Chirurgie hatte. Außer einer Anzahl von Operationsmethoden die er angegeben hat, charakterisiert es seinen weitschauenden ungetrübten Blick besonders, daß

er die von Lister angegebene neue Wundbehandlung zu einer Zeit adoptiert und energisch durchgeführt hat, als seine Kollegen dieselben entweder noch nicht kannten oder sich mißtrauisch abwartend verhielten. Es war dies kein Kleines, denn die Adoption dieses Systems, welches die Entwicklung der Chirurgie überhaupt ermöglichte, bedeutete nicht nur einen äußerlichen Wechsel der Behandlungsweise, sondern einen Bruch mit den meisten bisherigen Anschauungen von solcher Schärfe, daß selbst der Altmeister Billroth in seinen Briefen über die Schwierigkeit klagte, in seinem Alter Begriffe, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren, in dieser Weise umzuwerten.

Zum Lehrer war Socin in hervorragendem Maße ausgestattet. Nicht große Erfahrung allein oder ein oratorisches Talent machen den guten Lehrer aus, sondern die Fähigkeit, die Schüler für das Fach und die Krankheit zu interessieren und ihnen Alles so klar zu legen, daß der schwierigste Fall den Schülern in der Beurteilung einfach vorkommt. Es gehört zum guten Lehrer also nicht nur ein umfassendes Wissen, das Socin, der nie rastete, seine Weiterbildung zu fördern, in vollem Maße besaß, sondern die seltene Fähigkeit, sich in den Geist und das Auffassungsvermögen der Schüler hineinzusetzen, herabzusteigen vom Piedestal der Autorität und dem Gedankengang der Jungen, Unerfahrenen mit seinem innern Ohr zu lauschen.

Auch das oratorische Talent besaß Socin übrigens in hohem Grad; wer aber in der Klinik die elegante Redeweise und den geistprühenden, oft mit feinem Humor gewürzten Vortrag bewunderte, der mußte nicht, wie sehr — in frühern Jahren wenigstens — Socin seine Klinik vorbereitet hatte: der Vortrag war Wort für Wort aufgeschrieben, oft verbessert und zwar nicht bloß im Sinn und in den Ziffern, sondern auch in Ausdrücken und Satzwendungen.

Trotz der hohen Meinung, die er von seiner Stellung als akademischer Lehrer hatte und trotzdem er die allgemein von Kollegen

und Schülern ihm entgegengebrachte Verehrung wohl fühlte und nicht unempfindlich dafür war, blieb er doch sehr bescheiden. „Unsere Hochschulen sind nicht Institutionen, welche an Einzelne gebunden sind“; — rief er den Studenten zu, als sie ihm und seinem Kollegen, Professor Hagenbach-Bischoff, am 25. Professorenjubiläum einen Fackelzug brachten und der Sprecher Socins Verdienste hervorgehoben hatte — „so lange dieselben ihren heiligen Verpflichtungen, den geistigen Besitz der Menschheit zu wahren und zu mehren, treu bleiben, so lange werden sie ungefährdet und unangetastet frisch und ewig jung über ganze Generationen hinwegschreiten,“ und in sein Merkbuch schrieb er a. 1892: „Eine Universität ist nicht nur etwas Materielles; was ihren Wert macht, sind nicht nur Gebäude und Sammlungen, es ist nicht einmal das Lehrtalent der Professoren und die Lernbegierde der Studenten — sondern der Geist, welcher beide vereinigt zu einer ideellen Gemeinschaft. Der Student soll nicht studieren, um „fertig“ zu werden, d. h. um das Examen zu bestehen, der Lehrer soll nicht lehren um „fertige,“ d. h. examentüchtige Schüler heranzubilden. Beide sollen sich nicht in der frivolen Hoffnung wiegen, daß sie etwas „Endgültiges“ besitzen. Beide sollen sich bescheiden, nicht am Ziel, sondern auf dem richtigen Weg zu sein, mit andern Worten, die richtige Methode zu haben. Auf der Universität soll man lernen; — richtig zu lernen. Letzteres selbst dauert das ganze Leben.“

Gerade seine Persönlichkeit aber war es, der ein Hauptverdienst für das Blühen und die Entwicklung der medizinischen Fakultät in Basel zukommt; bei Neubesezung von Lehrstühlen war sein Rat maßgebend und er scheute selber in uneigennütziger Weise weder Mühe noch Zeit, um durch Korrespondenz und Reisen den richtigen Vertreter des Faches zu finden; der Erfolg hat gezeigt, wie sich auch hier sein klarer Blick bewährt hat.

Bekannt und geachtet bei allen seinen Kollegen des Kontinents verdankte er dies vorzüglich seiner Persönlichkeit, seinen praktischen

und organisatorischen Leistungen und vielleicht weniger seiner publizistischen Thätigkeit. Er trat in dieser Weise auffallend wenig hervor, auffallend, weil er Alles befaß, was dazu gehörte: die Erfahrung, das Wissen und die Leichtigkeit der Feder. Was ihn davor abhielt war eine gewisse Scheu vor dem gedruckten eigenen Wort, die in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit fußte; er haßte alles Halbe und Unfertige und bei seinen Arbeiten rückte der Text nur sehr langsam vor, weil er nie genug daran feilen konnte.

Außer einem Abschnitt in einem größeren chirurgischen Sammelwerk, dessen Umarbeitung er unter den Händen hatte, als ihn der Tod abrief und einer Anzahl kleinerer Mitteilungen, sind es hauptsächlich zwei Werke, die sein Denkmal bilden und auf seine Art und Denkweise ein charakteristisches Licht werfen. Es sind dies: „Kriegschirurgische Erfahrungen,“ die Socin als Frucht seines Wirkens während des deutsch-französischen Krieges anno 1872 herausgab und die „Jahresberichte der chirurgischen Abteilung des Bürgerhospitals,“ die seit dem Jahr 1871 regelmäßig erschienen sind und vom Pflegamt des Spitals, in richtiger Würdigung des Wertes einer solchen Publikation, schenkweise an Chirurgen und Ärzte verschickt wurden.

Beiden Werken, so verschieden sie sich äußerlich präsentieren, ist neben den genauen Beobachtungen, die eine Ansammlung von Arbeit und Zeit darstellen, das Eine gemeinsam: „das Bedürfnis nach Wahrheit und Klarheit über das, was wir wissen und nicht wissen“ (Billroth). Das Wirkungsfeld des Chirurgen wird darin durch Krankengeschichten mit und ohne Kommentar aufgedeckt bis in jeden Winkel, nichts wird vertuscht; Socin gab in dieser Weise nicht nur rückhaltlos der medizinischen Welt Rechenschaft von seinen Leistungen, sondern die sachlich wiedergegebenen Beobachtungen aller Krankheitsfälle und deren Verlauf ergaben ein Material, das der Klarheit im Denken über die physiologischen und patholo-

gischen Prozesse im Organismus eine wesentliche Stütze verlieh. Socin war unter den Chirurgen mit Billroth (wohl nach einer Aussprache mit demselben) der Erste, der solche Jahresberichte herausgab; er blieb auch bis jetzt der Einzige, der solche Berichte regelmäßig und gleichmäßig Jahr für Jahr erscheinen ließ. — Beide Werke: „Kriegschirurgische Erfahrungen“ und die „Jahresberichte“ entsprangen aber besonders dem eigenen Bedürfnis, dem Bestreben, für sich selber diese Wahrheit und Klarheit zu erringen, auch wenn das Resultat bitter schmeckt. „Dein Handeln sei stets durchsichtig, damit den Umstehenden die Motive, Dir selbst das Ziel nie verdunkelt wäre. Dies setzt allerdings voraus eine hell erleuchtete Bahn, ein hochgestelltes Ziel und — gute Augen,“ diesen Rat gab er einmal in einer Rede einigen seiner Schüler mit, die das letzte Examen absolviert hatten. Sein sittlicher Ernst trat wohl nirgends so klar und scharf hervor, wie gerade in seinen wenigen, äußerlich bescheiden sich präsentierenden publizistischen Leistungen.

Hiermit hätte eigentlich die Biographie ihr Ende erreicht: ein reiches Leben, dessen Thätigkeit sich aber in der Stille abspielte; eine Entwicklung, der nie äußere Schwierigkeiten entgegenstanden, die im Gegenteil, durch die günstigsten Umstände unterstützt, sich ruhig und gleichmäßig vollzogen hat; eine reiche Begabung, der man zur rechten Zeit den rechten Platz anwies und die den großen Erwartungen, welche an sie gestellt wurden, glänzend entsprochen hat.

Wer aber Socin kannte, dem werden die spärlichen biographischen Notizen nicht genügen. Hinter dem gediegenen Bild, das uns Socin als Arzt und akademischer Lehrer zeigt, ragt er hervor als Mensch und wenn ein guter Arzt auch vor Allem ein guter Mensch sein muß, so trat bei Socin das rein Menschliche doch in den Vordergrund.

Viel beschäftigte Aerzte gehen leicht in ihrer Berufsarbeit mit allen ihren Sorgen und Kummernissen vollständig auf und es wird andererseits vom Publikum kein Verus von der Persönlichkeit schwerer getrennt, als dies beim Arzt der Fall ist. Beim Beginn seiner Praxis klagt Socin in humoristischer Weise brieflich einem Freunde gegenüber, der ihm für ärztliche Bemühungen ein Geschenk geschickt hatte: „Es ist überhaupt unter den vielen eine der peinlichsten Schattenseiten des medizinischen Berufes, daß der Arzt, so bald er zu praktizieren anfängt, vollständig darauf verzichten muß, als Mensch betrachtet und behandelt zu werden. Macht er irgendwo einen freundschaftlichen Besuch, so dankt man ihm „einstweilen,“ und grüßt er jemand auf der Straße, der zufällig gesund sein will, so glaubt sich der Begrüßte sehr kompromittiert. Noch viel ärger wird es, wenn der junge Praktikus in seiner Unschuld Glaube, einen kranken Freund als Freund besuchen will oder glaubt, einen am Abgrund stehenden Bekannten auf die Gefahr aufmerksam machen zu dürfen. Der Arme, der den Rat weder wünschte noch befolgte, glaubt sich verpflichtet und flucht. Neujahr naht, die Schuld liegt ihm zentnerschwer auf dem Herzen und er rennt in alle Läden und fragt Alle nach des Arztes Wünschen, denn er hat die Ueberzeugung, daß dieser jeden Pulschlag, jeden Händedruck, jedes im Laufe des Jahres gewechselte Wort in seinem Krankenjournal sorgfältig aufgezeichnet, etikettiert und numeriert hat und daß er bei Ankunft des Geschenkes schätzen und rechnen wird.“

Der Mann, der mit seiner hohen, eleganten Figur seine aristokratische Abstammung nicht verleugnen konnte, mit den klaren blauen Augen, welche alle Nuancen der Empfindung, besonders aber der warmen, widerspiegelten, mit der peinlichen Sorgfalt für sein Aeußeres, die so gar nichts Geziertes hatte und den gewinnenden Umgangsformen, that es Allen an, die mit ihm in Berührung kamen.

Der Zauber seiner Persönlichkeit lag aber nicht nur im Aeußeren, für welches wir Menschen ja nicht unempfindlich sind und worauf er selber auch, — wenigstens was die Umgangsformen anbelangt — großen Wert legte, wie die folgende drastische Notiz in seinem Merkbuche zeigt: „Es giebt knorrige Klöße, an welchen jeder Hobel stumpf und jede Art schartig wird. Sie erfordern den Keil und den Hammer, dienen nicht zu polierten Möbeln und glatten Parquetböden; sondern wandern ins Waschhaus und leisten gute Dienste, wenn viel schmutzige Wäsche aufgehäuft ist.“ — Korrekt und liebenswürdig in seiner Art des Verkehrs mit Andern, oft mit einem Anflug von Sarkasmus, verstand er es, sein Temperament auch in unangenehmen Situationen zu zügeln. Die kriegerische Natur seiner Vorfahren brannte auch in ihm; er war der Mann, der Schwierigkeiten frisch entgegentrat, wo er solche erkannte, und dem kein Kämpfen zu viel war, bis er erreichte, was er für gut und zweckmäßig fand. Die äußere Form aber blieb dabei eine gemessene und für den Wortstreit war er nicht zu haben; hier war er im Gegenteil der Mann der Versöhnung, der stets in geistreicher und humoristischer Weise ein Wort fand, das die Gemüther wieder beruhigte und zusammenführte. „Man muß mit allen Leuten zu leben wissen, auch wenn man nicht mit ihnen übereinstimmt.“

Es war aber vorwiegend etwas Anderes, was ihm die Macht gab, sich Vertrauen und Zuneigung der Menschen im Flug zu erobern: ein Schatz von Gemüt und Humor, den ihm seine aufreibende Thätigkeit, die der bitteren Erfahrungen genug bot, nicht rauben konnte. Gemüt und wahrer Humor sind wohl untrennbar; ersteres ist wenigstens immer die Voraussetzung für den letzteren. Sein unverwüßlicher Humor äußerte sich aber nicht in derben Witz; es war mehr die Fähigkeit, die Augen für die heiteren Seiten des Lebens — auch bei unangenehmen Situationen — offen zu halten, und den Eindruck kurz und treffend in einer vielleicht sarkastischen, aber

immer liebenswürdigen Form wiederzugeben. Die Franzosen nennen dies „esprit“; übersetzt werden kann der Ausdruck deswegen nicht, weil den Germanen diese Fähigkeit gewöhnlich abgeht. Das „Geistreiche“ wendet sich mehr an den Verstand als an das Gemüt.

Aber gerade das Gemüt spielte bei Socin eine hervorragende Rolle. Wie jeder Gemütsmensch, bewahrte er, so wenig dies bei dem sicher auftretenden, weltgewandten Manne hervortreten mochte, ein vollständig naives Empfinden. Auch den schönen Künsten stand er durchaus naiv gegenüber, und er beurteilte sich selber dabei sehr richtig. „Sagen Sie Deorient doch,“ schrieb er in einem Briefe zu Händen des bekannten dramatischen Künstlers, „daß meiner Ansicht nach die Kunst auf mich deswegen demoralisierend wirkt, weil ich sie nur mit dem Gemüt erfassen kann. Wer hinlänglich künstlerisch gebildet ist, um bei einem Kunstgenuß mit dem Verstand folgen zu können, der ist vor dieser demoralisierenden Wirkung sicher. Die Mittel, deren sich gerade die Musik und auch die dramatische Kunst bedienen, wenden sich zu direkt an die Leidenschaften, als daß nicht die Einbildungskraft des rohen Barbaren mit ihnen durchbrennte! Zu einem solchen muß ich mich wenigstens für diese beiden Kunstzweige stempeln, obgleich ich doch zu ahnen wähne, wie herrlich es wohl den Griechen dabei zu Mute sein mußte.“

Bei seinem autoritären Auftreten, das sich aus seiner früh erworbenen hervorragenden Stellung und vielleicht auch aus seinem Bewußtsein von der Macht erklärte, die er gewohnter Weise auf Andere ausübte, blieb diese Gemütsstiefe den Meisten seiner Umgebung verborgen. Am deutlichsten trat sie hervor in seiner Korrespondenz und bei seinen Jagdausflügen. Seine Briefe, die mir in liebenswürdigster Weise von verschiedenen Seiten sind zur Verfügung gestellt worden, und aus denen hier einige Proben wiedergegeben sind, werfen auf seine warme, große Denkweise charakteristische Schlaglichter und überall spricht der Geist in kurzen und treffenden Bemerkungen.

Er war ein passionierter Jäger, der seine einzige Erholung in dieser Liebhaberei suchte; aber es war im Grunde wohl weniger der Sport, der Socin in die Wälder trieb, als die Liebe zur Natur und zu dem naiven Naturempfinden. Seiner Umgebung gegenüber freilich gab er sich stets und vor Allem als der waidgerechte Jäger; seinen Jagdtagebüchern allein vertraute er seine Eindrücke ganz und rückhaltlos an:

„Meinen Gedanken nachhängend, eilte ich meinen Begleitern voraus und schritt einsam fürbaß. Doch bald mußte ich stehen bleiben, um hier bei einer Biegung des Weges den herrlichen Anblick des zwischen turmhohen Felsblöcken sich herabstürzenden Bergbaches zu genießen, da einen alten Bekannten in der stark ausgeprägten Persönlichkeit einer mächtigen Tanne und einer malerisch über dem rauschenden Wasser sich neigenden alten Weide zu begrüßen. Die schönste von ihnen hat der letzte Winter Schnee geknickt, sie liegt, eine Leiche, am Wege! — Eine unaussprechliche Klarheit liegt über der Landschaft. Unter den schiefen Strahlen der niedergehenden Sonne erglüht der Wald in buntem Farbungemisch; golden flattert das Laub des Ahorns, rot flammen die Kuppeln der Buchen, während die beständigen, treuen Fichten und Tannen den ernsten Grundton angeben. Darüber hinaus leuchten in unendlicher Klarheit die weißen Häupter, die Schroffen und Wände — auch lautertraute Bekannte von den sommerlichen Gemisjagden her. Gibt es etwas Entzückenderes, als einen solchen schönen Herbsttag im Gebirg? Er kommt mir vor wie das ernste Lächeln eines geprüften Mannes, welcher etwas Großes vollbracht hat und sich nun daran freut. Und wenn gar noch der drohende, wilde und doch sehnsuchtsvolle Schrei des werbenden Brunsthirsches von den Wänden widerhallt, wo bleibt da die herkömmliche Herbstlyrik mit ihren Todesgedanken und ihrem Verwesungsdunst? — Verkündet nicht dieser Schrei denselben Trieb nach Leben und Schaffen nur noch ernster und ein-

bringlicher, als der schmachtende Schlag der Nachtigall im Rosenhag zur Maienzeit? — Die Natur altert nie; unter Blüten ebenso gut wie unter welken Blättern, unter Schnee und Eis erbebt ihr ewig junger Leib von Liebeswonne und Schaffensdrang. — Die innige Berührung mit dieser sich verjüngenden Natur, das ist der edelste Reiz der Jagd, wie ich sie verstehe. Auf stillen und einsamen Birschgängen eröffnet sich vor uns ein mystisches Buch, das uns bisher verschlossen und versiegelt war, und in dem wir nun plötzlich zu lesen lernen. Dieser wunderbaren Größe gegenüber lernt man erst sein eigenes Menschengewicht nach dem richtigen Maß schätzen. Wohl fühlt man sich ihr gegenüber recht klein; aber ohne innere Bedrückung oder Demütigung. Im Gegenteil, man kommt zur Klarheit und Ruhe, man wird allen spekulativen Unsinn los und verwandelt sich selbst in ein Stücklein gesunder Natur.“

Und ein anderes Beispiel feiner poetischer Naturbetrachtung, die er frühmorgens bei der Jagd auf den Auerhahn in sich aufnahm: „Wie dämmerig dunkel der endlose Dom mit seinen zahllos blitzenden Himmelslichtern und der vollen Mondampel! Wie zart die Vorhänge der dünnen Nebelstreifen! Wie feierlich die heilige Ruhe, unterbrochen nur vom feinen Rieseln der verborgenen Waldwässer! Hier und da ein schüchternes Fröhlingchen — dann der Solist mit seinem heimlichen Knacken; nach und nach fällt der Chor ein: vielstimmiger Drosselgesang und Finkenschlag, begleitet vom Rauschen der majestätischen Waldborgel im frischen Morgenhauch; — und über der Altarseite im Osten, immer rosigere angekündigt, erscheint zum Schluß die Herrscherin und ergießt das allgewaltige belebende Sonnenlicht über die erwachende Erde.“

Wie gegenüber der Kunst, so blieb sein Empfinden auch gegenüber der Natur vollständig naiv. „Hoffentlich,“ — schreibt er in einem Briefe, — „seid ihr Beide Menschen, die das Schauen an sich verstehen, als eine unvermischte Empfindung. Das Bild allein,

das unmittelbare Bildgefühl, ist der ästhetische Genuß. Alles Reflektieren dabei hat nur sekundären Wert. Wenn der Mensch beim Schauen denkt, so verfällt er in die Romantik und trübt sich den Genuß. Es giebt Menschen, die nicht an einem Abgrund vorbeigehen können, ohne an die Hölle zu denken; eine schöne Ruine ist für sie nur Anlaß zu Reflexionen über die Vergänglichkeit; sie sind sehr zu bedauern, oder — zu jung."

Ein Gemüt, das so tief wurzelt, muß seinen Untergrund in dem Glauben haben. Wie aber Socin sein Gemütsleben überhaupt vor Anderen verhüllte, so erschloß sich auch sein warmer Kinderglaube, dem die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse nichts anzuhaben vermochten, fast nur durch Bemerkungen in seinen Briefen oder in seinen Tagebüchern. „Ohne Glauben hängt die Seele am Rande des Abgrundes, den der Gedanke gegraben hat.“ — „Die Gedankenarbeit, die in materialistischer Weise die letzten Fragen beantworten will, bringt eine Unruhe, die nie eine innere Befriedigung gewähren kann. Die Ruhe kommt erst wieder, wenn man den kritisierenden Verstand schlafen schießt und dem Glauben bedingungslos die Thür öffnet“ — oder (a. 1875): „Der Glaube muß etwas Unverständliches zum Gegenstand haben, sonst ist er kein Glaube; wer nichts mehr glauben kann, ist impotent und unproduktiv; das beweist die Geschichte jedes Individuums und jedes Volkes. Produktive Menschen sind gläubig, ebenso wie produktive Volksepochen. Es liegt so tief gewurzelt in der Natur des Menschen, an etwas zu glauben, daß selbst religiöse Nihilisten sich davon nicht befreien können. Sie negieren die Göttlichkeit Christi, glauben aber dafür an die Homöopathen oder an den Magnetismus oder an eine Krankheit, die sie nicht haben, oder an Schopenhauer, den sie nicht verstehen. Ohne Glauben, d. h. Festhalten an Unverständlichem, keine Einbildungskraft, keine Produktivität!“ — (a. 1887): „Skepticismus ist Scheidewasser; manche Flecken kann er zum Schwinden bringen; aber — der Stoff geht mit!“

Socin's Naturell, aber hauptsächlich die große Ausdehnung seiner Verpflichtungen als Arzt und Lehrer mit all den Aufregungen, die gerade ein Chirurg dabei zu durchleben hat, gestalteten sein Leben zu einem äußerst unruhigen. Eine regelmäßige Tages-einteilung, oder gar regelmäßige Essenszeiten gab es für ihn nicht. Diese Unruhe entsprang allerdings zum Teil seinem Thätigkeitstrieb: „Das Leben hat im Grunde nur Wert, so lange es thatenreich und rastlos dahinstürmt.“ Und doch empfand er immer — schon als junger Arzt — das Bedürfnis nach der Ruhe, „wo man sich selber wieder einmal Herz und Nieren prüfen kann,“ und dieses Ruhebedürfnis findet in seinen Briefen mannigfachen Ausdruck: „Die Chirurgie verschlingt immer mehr den ganzen Menschen.“ — „Meist bin ich in der Stimmung eines auf lange Zeit Abreisenden zehn Minuten vor Abfahrt des Blitzzuges.“ — Von Zeit zu Zeit faßte er, wie aus seinem Merkbuche und seinen Briefen hervorgeht, energische Vorsätze, für sein Menschentum etwas mehr Zeit frei zu halten; er abonnierte Plätze in Theater und Konzertsaal: die Plätze blieben meist leer, und vor den vielen Verpflichtungen zerstoben alle Vorsätze im Wind.

„Ich besitze leider nicht die Kunst, meine Zeit einzuteilen. Dazu gehört — lachen Sie nicht — eine Rücksichtslosigkeit, die ich nicht besitze.“

Trotz dieser aufreibenden Thätigkeit aber hat Socin bis in sein Alter seine jugendliche, geistige und körperliche Elastizität bewahrt. „Wann wird der Mensch alt?“ schreibt er, — „beim ersten grauen Haar, wie die Frauen, die noch keine haben, wohl sagen? — wenn die Stirn sich runzelt? das Haar erbleicht und das Auge nur noch in die Ferne sieht? — mit 40, 50 oder 60 Jahren? — Der Mensch wird alt, wenn er aufhört, vorwärts zu schauen! Es giebt zwanzigjährige Jünglinge, die zum Grausen alt sind.“ — Doch, trotz dieser Energie, jung zu bleiben, klagt er seinem

Tagebuch, während er einsam am Frühmorgen im Wald saß: „Wie jetzt die Sterne weit glänzen! Nur in der Jugend beugt sich der Himmel so nah auf uns herunter, daß wir die Sterne mit ausgestreckter Hand pflücken könnten.“

Der Gedanke eines nahen Todes aber beschäftigte ihn seit einem Influenzaanfall, der ihn ein Jahr vor seinem Tode befiel und körperlich schwächte; doch hatte dieser Gedanke für ihn nichts Peinliches. Als er, mitten aus der vollen Thätigkeit heraus, sich fiebernd im Januar 1899 zu Bette legte, sagte er zu einem Freund, der ihn aufsuchte und seine Besorgnisse wegischerzen wollte: „Ich fühle es, von diesem Bett werde ich nicht mehr aufstehen; doch der Tod hat für mich nichts Bitteres. Ich suchte zu leisten, was zu leisten in meiner Kraft war und ich könnte es nur mit großem Schmerz erleben, wie ich im eigenen Bewußtsein des allmählichen körperlichen und geistigen Zerfalls, bemitleidet von der Umgebung, meinen Verpflichtungen nicht mehr voll nachzukommen vermöchte.“

Sein Wunsch, sich nicht zu überleben, ist erfüllt worden. Er starb nach kurzer Krankheit am 22. Januar 1899.

Obgleich August Socin in der großen, allgemeinen Geschichte unseres Gemeinwesens keine Rolle gespielt, hat seine markante Persönlichkeit mit sicherer, kräftiger Hand selbst Geschichte gemacht: in unserer medizinischen Fakultät, im Bürgerhospital, und nicht zum mindesten in den Herzen seiner zahlreichen Patienten und Freunde.

Carl S. Haegler.

